

schaftlichen, wirtschaftlichen und reichspolitischen Lage vor dem Leser ausgebreitet. Ein Lebensbild, das wissenschaftlich allseitig unterbaut und schriftstellerisch ansprechend ist. Caesar war eine geniale Persönlichkeit, gewiß; aber er mußte sich seinen Aufstieg Schritt für Schritt erkämpfen — gegen die Ansprüche einer Oligarchie, die zwar auf altem Herkommen fußte, aber die alte Tüchtigkeit weitgehend verloren hatte und verderbt war. Ferner gegen die Eignung vieler seiner Parteigänger, die den Umsturz nur wollten, um zügellos zu plündern, zu rauben und zu morden.

Caesar stellt der *res publica antiqua*, dem altrömischen Gemeindestaat, den modernen Reichsgedanken entgegen. Er will etwas, wofür zwar die Verhältnisse des römischen Erdkreises, aber nicht die Vertreter der römischen Herrschicht und des römischen Volkes reif sind: die imperiale Universalmonarchie, die allein die gestellten weltweiten Aufgaben meistern kann. Man erkennt seine Absichten, und daran ist er schließlich zugrunde gegangen.

Caesar ist groß, wenn wir ihn von der Raison des Imperium Romanum her abschätzen: glänzend als Feldherr, meisterhaft im politischen Ränkespiel, gewiegt im Umgang mit Freund und Feind. Aber wie, wenn wir ihn auf der Waage des Rechtes und der Gerechtigkeit wägen? Es ist dabei nicht das römische Verfassungsrecht oder Gewohnheitsrecht gemeint — solche Rechte können veralten —, sondern das sittliche Recht, das in der Menschennatur begründet ist. Die Ziele der Staatskunst und Feldherrnkunst Caesars waren imperialistisch und deswegen genau so fragwürdig wie diejenigen des europäischen Imperialismus im 19. Jahrhundert. Und dann die Mittel, die Caesar anwandte, um seine Ziele zu verwirklichen. Wir dürfen nicht vergessen, daß er den Galischen Krieg als ein großes Unternehmen brauchte, um sich hochzuspielen und zur Macht zu gelangen. Er hat ihn deswegen mit aller List und Verschlagenheit ausgeweitet und in Gang gehalten. Wohl behandelte er die Besiegten milde, wenn eine überlegene Staatsklugheit das nahelegte; aber ebenso wahr ist, daß er kaltblütig grausam war, wenn er glaubte, die Gegner damit einschüchtern zu können. Auch in seinen innerpolitischen Machtkämpfen war er in den Mitteln nicht wählerisch. Es ist Gellers besonderes Verdienst, neben der Größe Caesars auch das Zwielfältige seines sittlichen Charakters nüchtern herausgearbeitet zu haben.

G. F. Klenk SJ

München 1960, R. Oldenbourg. Leinen DM 30,—.

Beim Versuch, diese wichtige Neuerscheinung zu werten, stößt man gleich auf die Schwierigkeit, den Begriff des Militarismus genau zu bestimmen. R. versucht ihn abweichend von der herkömmlichen Weise als eine solche Übersteigerung und Überschätzung des Soldatentums zu definieren, „durch die das natürliche Verhältnis von Staatskunst und Kriegshandwerk ‚ungesund‘ wird“ (118). Das natürliche, gesunde Verhältnis zwischen beiden fordert den „Primat der politischen Führung über die militärische, des politischen Denkens über das soldatische“ (32). Später umschreibt er den Militarismus noch einmal als „ein einseitiges Kämpfertum und Übertäuben der politischen Vernunft durch rein militärtechnische Überlegungen“ (283).

Diese Begriffsbestimmungen scheinen uns nur eine bestimmte Form des Militarismus zu treffen. Ritter weist nach, daß sie auf die wilhelminische Epoche weitgehend und auf die Juli-Krise von 1914, soweit die Mittelmächte in Frage kommen, in erschreckendem Maß zutrifft. Aber kann man mit dieser Definition z. B. die Verhaltensweise der braunen und roten Diktaturen treffen? Stand bei Hitler das „Übermaß militärischer Anstrengungen nicht unter dem Primat einer politischen Zielsetzung, zwar einer verderbten, bösen, aber immerhin einer politischen Zielsetzung? Das gleiche muß man in bezug auf Lenin, Stalin und Chruschtschew fragen. Das heißt also, die übelsten Formen des Militarismus, die bösesten und gefährlichsten, scheinen uns Ritters Definition zu entgleiten. Deswegen ziehen wir eine allgemeinere Begriffsbestimmung vor: Militarismus als ein Übermaß militärischer Anstrengungen um freigewählter machtpolitischer Kampfziele willen.

Was R. mit seiner Begriffsbestimmung im Auge hat, ist der Gesinnungsmilitarismus, d. h. eine bürgerlich-soziale Überschätzung des Soldatenstandes und eine Überschätzung seiner Bedeutung für das Allgemeinwohl. Das aber würde ebenso wie eine weltpolitische auch eine soziologische Untersuchung verlangen, während R. sich doch im Ganzen auf die zwischenstaatlichen Auswirkungen beschränkt.

Der Gesinnungsmilitarismus war im wilhelminischen Deutschland sehr stark; indessen hat der zunächst mehr „materiale“ Militarismus Frankreichs und Englands zur Erhöhung der internationalen Spannung und zur latenten Kriegsgefahr kaum weniger beigetragen. Zudem ist es kaum möglich, daß in einem demokratischen Land mit allgemeiner Wehrpflicht ein „materialer“ Militarismus nicht in einen Gesinnungsmaterialismus übergeht. Und wie stark der materiale Militarismus zumal in Frankreich war, darauf weist Ritter immer wieder hin.

Ritter, Gerhard: Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des „Militarismus“ in Deutschland. Bd. 2: Die Hauptmächte Europas und das wilhelminische Reich (1890—1914). (393 S.)

Das vielgelästerte Preußen-Deutschland blieb mit seinen Heeresrüstungen „hinter seinen Nachbarn verhängnisvoll weit zurück“ (32).

Ritter deckt aus der Vorgeschichte des ersten Weltkriegs Dinge auf, die man bisher in diesem Umfang nicht ahnte. In Deutschland ist die Verfassung derart, daß die Reichsregierung gegenüber den Militärbehörden von vornherein sehr heikel gestellt ist. Der Kaiser, die Spitze, in dem beide Gewalten zusammenlaufen, hätte dem Übel steuern können, wenn er ein Staatsmann gewesen wäre. Das war er nicht. So kam die Staatskunst zu kurz und wurden militärtechnische Motive über Gebühr berücksichtigt.

Keiner wollte den Krieg — aber man ließ die Dinge treiben. In Österreich sah es eher noch trostloser aus. Der Untergangs-Pessimismus lähmte die staatsmännische Umsicht und verschaffte den Draufgängern (Conrad v. Hötzendorf) das Übergewicht. Nach dem Mord von Serajewo hat ihnen das rückhaltlose deutsche Hilfsversprechen noch den Rücken gestärkt.

Die Verantwortung der Ententemächte war kaum geringer: in Rußland wurde 1914 der Friede einem überhitzten nationalistischen Prestigebedürfnis geopfert. Und England hat seine jahrhundertealten Grundsätze vom europäischen Gleichgewicht schon um die Jahrhundertwende Stück für Stück preisgegeben. Auch sein Verhalten ist nicht einfach durch nüchterne Staatsräson, sondern weitgehend durch arationale Animositäten bestimmt gewesen. Daß Frankreich auf seine Stunde wartete, ist einleuchtend.

Die Kriegsmaschinerie ist von allen Seiten aufgebaut worden. Und doch scheute jeder davor zurück, sie wirklich in Gang zu bringen. Die Versuche, im Sommer 1914 den Frieden zu retten, waren aber deswegen schon von vornherein zwiespältig, weil im Grunde genommen alle von der Idee behext waren: der große Krieg, die militärische Auseinandersetzung zwischen den eifersüchtigen Machtblöcken lasse sich auf die Dauer doch nicht vermeiden. G. F. Klenk SJ

Literaturgeschichte

Kranz, Gisbert: Europas christliche Literatur 1500—1960. (627 S.) Aschaffenburg 1961, Pattloch. DM 54,—.

Literatur ist hier im weitesten Sinn des Wortes verstanden. Sowohl Theologen und Philosophen wie die Dichter werden behandelt, die über den Kreis ihrer Nation und ihrer Zeit hinaus gewirkt haben. Jede Persönlichkeit wird in gewissem Sinn monographisch dargestellt, d. h. ihre Ideenwelt wird entwickelt. Die wohl meist auf zweiten Quellen fußenden Ausführungen verzichten darauf, die Verwurzelung der einzelnen Denker und Dichter in ihrer jeweiligen Zeit

herauszuarbeiten oder den Fortgang des christlichen Geistes im Verlauf der 450jährigen Geschichte deutlich zu machen. Trotz dieser Ausstellungen wird das Buch manchem Leser willkommen sein.

H. Becher SJ

Langgässer, Elisabeth: Das Christliche der christlichen Dichtung. Vorträge und Briefe. (116 S.) Olten 1961. Walter. DM 9,80.

Das Bändchen sammelt ungefähr alle Äußerungen der Dichterin über das Besondere der christlichen Dichtung, deren Dasein sie bejaht. Mit einer Ausnahme sind schon alle Texte früher veröffentlicht. Besondere Klarheit kann man in den theoretischen Aussagen Langgässers nicht erwarten; weiß sie doch in der Dichtung selbst am Anfang nicht, wohin sie entführt wird (112). Darum sind auch diese gesammelten Aussagen nicht allzu ertragreich. Die Dichterin wehrt sich (91 ff.) gegen den Vorwurf, die erotischen Dinge im „Unauslöschlichen Siegel“ zu ausführlich dargestellt zu haben. Selbstverständlich ist der Eros eine „kosmisch-schöpferische Kraft“ ersten Ranges. Wenn aber aus dem Eros Sexus wird, wenn ihr Dichten hart und schwül um diese Dinge kreist, wenn sie immer wieder ihre Bilder aus dem geschlechtlichen Bereich nimmt, die sie selbst zu sublimieren sucht, ohne aber den Leser zu einer geistigen Sublimierung zu zwingen, dann kann man doch den Vorwurf nicht so leicht abtun. Langgässer war eine große Dichterin, ging aber in ihren Werken weiter als alle christlichen Dichter ihrer Zeit. Das sollte nicht vergessen werden. — Der Preis des Büchleins ist zu hoch.

H. Becher SJ

Ried, Georg: Weltliteratur unserer Zeit. (242 S. mit 68 Abb.) München 1961, Lurz. DM 5,40.

Das Buch setzt sich zur Aufgabe, die wichtigsten Schriftsteller des Auslandes seit etwa 1900 zu nennen und kurz zu charakterisieren. Unter den Deutschen, die über ihre Sprachgrenzen hinaus gewirkt haben, trifft es strenge Auswahl. Es ist also mehr ein kleines Nachschlagebuch, das auch durch seine gesunde Urteilskraft bildet. Die arabisches, afrikanische und persische Literatur ist zwar von geringerer künstlerischer Bedeutung. Wenn sie genannt wird, soll dies dem Leser zeigen, wie auch diese Völker erwachen und wie sie hauptsächlich vom Westen in ihrer Weltanschauung und ihrem Kunstwillen beeinflusst sind. H. Becher SJ

Winckler, Josef: Warum schwieg ich zehn Jahre? (58 S.) Köln 1961, H. Vetter.

Der westfälische Dichter, bekannt durch so viele Bücher, insbesondere den tollen Bomberg und das Mutterbuch, berichtet in einer